

15. Stadt und Performanz

Ilse Helbrecht und Peter Dirksmeier

1. Einleitung

Die Stadt ist ein Untersuchungsgegenstand, der an Komplexität kaum zu überbieten ist (Wirth 1938). So verändert sich die Perspektive auf die Reichhaltigkeit des Objekts je nachdem, welche theoretische Grundhaltung man zu ihm einnimmt. Es rücken unterschiedliche Dimensionen, Fragestellungen und Phänomene von Stadtleben, städtischen Räumen, Urbanität oder Urbanisierung in den Mittelpunkt, je nachdem ob wir aus einer handlungstheoretischen, polit-ökonomischen, poststrukturalistischen oder systemtheoretischen Blickrichtung schauen. Während die eben genannten theoretischen Haltungen zur Stadt in der Literatur der damit befassten Disziplinen, von der Stadtsoziologie über die Stadtgeografie bis zur Ethnologie, gründlich diskutiert sind, trifft dies auf die performanztheoretische Perspektive bisher nicht zu (Ash/Graham 1997; Ash/Thrift 2002). Zu jung sind einerseits gerade im deutschsprachigen Raum die Debatten um das Verhältnis von Stadt und Performanz. Andererseits ist so etwas wie »die Performanztheorie« ebenso wenig am Horizont der Literatur auszumachen (Schechner 2006) wie es »den Forschungsgegenstand Stadt« gibt.

Dieser Beitrag erläutert Grundzüge des Wechselverhältnisses von Stadt und Performanz und regt Diskussionen dazu an, was es bedeuten könnte, Stadt aus performanztheoretischer Perspektive zu denken. Die Erkenntnis von Erving Goffman, dass zwar nicht die ganze Welt eine Bühne ist, es dennoch schwerfällt zu identifizieren, wo der Bühnencharakter der sozialen Welt letztlich aufhört, liefert hierzu eine Grundrichtung. Was bedeutet es, wenn sich die soziale Welt mit der Metapher der Bühne beschreiben ließe und die Sozialwissenschaften dem Vollzug von Handlungen vor Publikum mehr analytische Aufmerksamkeit schenken? Wie verändert sich unser Blick auf Interaktionen, wenn wir alle Darsteller von sozialen Rollen wären, die erst durch unsere Aufführungen Realität würden und damit im Pro-

zess der Darstellung selbst quasi definiert und verändert würden (Goffman 2008)? Was wäre, wenn das soziale, städtische Leben und vor allem die direkte Interaktion von Menschen unter der Bedingung von physischer Kopräsenz sich nach den Regeln des Theaters bzw. der Aufführung vollzögen? Das Leben als eine Performanz – oder auch mit dem englischen Terminus *Performance* – zu denken, erzeugt einen ganz eigenen, originellen und nachdenkswerten Blick auf die soziale Welt. Den Ursprung der angesprochenen performativen Wende in den Geistes- und Kulturwissenschaften lokalisiert die Theaterwissenschaftlerin Erika Fischer-Lichte (2004) in den 1950er Jahren, als Performances vermehrt zu einer Ausdrucks- und Kunstform wurden. Gleichzeitig, im Jahr 1955, schuf der Amerikanische Philosoph John L. Austin im Rahmen seiner Vorlesungen an der Harvard University den Begriff »performativ« als Neuschöpfung in der Sprachphilosophie. »Er leitete den Ausdruck vom Verb ›toperform‹, ›vollziehen‹ ab: »man ›vollzieht‹ Handlungen« (Fischer-Lichte 2004, 31; Austin zit. nach Fischer-Lichte 2004, 31).

In diesem Beitrag wird deutlich, dass gerade Städte sich in besonderem Maße dafür eignen, als Bühnen von Performanzen gedeutet zu werden. Die große Dichte der Bevölkerung auf engem Raum und das dadurch bedingte wechselseitige Darstellens unterschiedlichster Rollen bei einem gleichzeitigen Publikumsstatus eines jeden Urbaniten, erhöhen den dramaturgischen und theatralischen Charakter der urbanen Lebenswelt. Was wäre also, wenn zwar nicht die ganze Welt eine Bühne wäre, aber doch die Stadt und der Charakter des Städtischen ohne Eingedenken der Bühnenhaftigkeiten urbanen Lebens nicht zu verstehen wären?

Mit der Metapher der Bühne ist angedeutet, dass es Elemente des Theaters und damit verbunden der Aufführungen, des Ausdrucks und der Inszenierung sind, die der Forschung helfen, Funktionsweisen des Städtischen zu verstehen und auf den Begriff zu bringen. Der Blick richtet sich also auf den Auffüh-

rungscharakter der sozialen Welt und somit auf die Performanzen, die wir in Städten beobachten können. Die Stadt als Bühne zu denken, führt die Stadtforschung ein Stück näher an die heutige alltägliche Wirklichkeit städtischen Lebens heran. Dies erscheint umso notwendiger angesichts seit Jahrzehnten währender Trends in der Stadtentwicklung, die durch die Zunahme von Theatricalität, Festivalisierungen, Selbstdarstellungen, expressivem Verhalten und Inszenierungen charakterisiert sind (Thrift 2011). Es sind diese gesellschaftlichen Veränderungen, die Performanzen, Theater und Bühneneffekte in der sozialwissenschaftlichen Theoriedebatte aktuell machen. Die Zunahme von Performanzen und Performativität – zu den Begriffen siehe Abschnitt 1 – ist sowohl auf der Ebene der Festivalisierung städtischer Politik wie auch der Inszenierungen privater Lebensstile zu beobachten.

2. Performanz und Performativität

Wie verändert sich unser Blick auf die Stadt, wenn wir sie unter der Perspektive der Performanz wahrnehmen? Und wie lassen sich überhaupt Performanzen und Performativität verstehen? Erving Goffman (2008) hat mit seinem 1959 in englischer Originalfassung erschienen Werk *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag* die Grundlagen gelegt für die Entwicklungen der Performanz-Theorie. Er hat schon in den 1950er Jahren für eine Auffassung der sozialen Welt plädiert, die unser Verhalten darin vergleicht mit den Auftritten und Darstellungen im Theater, mit Rollen, Bühnenbildern, Kostümen, Dialogen, Selbstdarstellungen und unwiederholbaren Aufführungen aufgrund spontaner Praktiken. Goffman (2008) hat die Metapher des Theaters benutzt, um eine Sprache zu entwickeln, die den Zusammenhang von Handlungen, Darstellern, Rollen, Ensembles, Requisiten und Bühnen als Performance gedanklich konsistent verbindet. Demnach sind sowohl Individuen als Darsteller wie auch Gruppen als Ensemble darauf angewiesen, ihre sozialen Rollen als z. B. Arzt, Hochschullehrerin, Koch oder Zimmermädchen in der Gesellschaft explizit darzustellen. »Eine ›Darstellung‹ (*performance*) kann als die Gesamttätigkeit eines bestimmten Teilnehmers an einer bestimmten Situation definiert werden, die dazu dient, die anderen Teilnehmer in irgendeiner

Weise zu beeinflussen« (Goffman 2008, 18; Herv. i. Orig.). Um soziale Rollen erfolgreich auszufüllen und für sich zu reklamieren, muss darstellendes Verhalten vor Publikum durch Mittel der Ausdruckskontrolle, der dramatischen Gestaltung, des Einbezugs eines Ensembles (zum Beispiel der Chef und seine Mitarbeiter) inszeniert werden. Nur durch Performanzen können nach Goffman letztlich sozialer Status und gesellschaftliche Stellungen gesichert und ausgefüllt werden. »Ein Status, eine Stellung, eine soziale Position ist nicht etwas Materielles, das in Besitz genommen und dann zur Schau gestellt werden kann; es ist ein Modell kohärenten, ausgeschmückten und klar artikulierten Verhaltens. Ob es nun geschickt oder ungeschickt, bewusst oder unbewusst, trügerisch oder guten Glaubens dargestellt wird, auf jeden Fall ist es etwas, das gespielt und dargestellt werden, etwas, das realisiert werden muß« (Goffman 2008, 70).

Gerade der letztgenannte Aspekt, dass soziale Rollen und sozialer Status »realisiert werden« müssen, verweist darauf, dass Performanzen nicht nur als Aufführungen repetitiv sind im Sinne vermeintlich wiederkehrender, unveränderbarer, vorhandener Rollenmuster. Vielmehr entstehen die sozialen Rollen selbst erst im dem und durch den Moment der Aufführung und damit durch das Ereignis des darstellenden Handelns, also im Augenblicke ihrer Performanz. Dies ist ein entscheidender, konzeptioneller Anker der Performanztheorie. Das darstellende Handeln realisiert soziale Rollen, das aber heißt, die Performanzen konstruieren Wirklichkeit durch die Art der Darstellung, der Dramaturgie der Darstellenden usw. sowie die Weise der Interaktion mit dem Publikum. Komplexe soziale Situationen entstehen in der räumlichen Situation physischer Kopräsenz der Akteure. Die sich vollziehenden Ereignisse im Strom der Performanzen gebären und gestalten soziale Wirklichkeit. Gerade die Anerkennung der Kraft des Augenblicks, des Ereignischarakters von Performanzen, ist eine besondere Qualität dieser Art der Konzeptionalisierung sozialen Handelns (Dirksmeier 2009, 242). Durch die Betrachtung der Ereignishaftigkeit der sozialen Welt werden Zeit und Raum in der Performanztheorie auf besondere Weise gedeutet und Wert geschätzt.

Somit steht bei Performanz-Ansätzen zum einen eine Zeitlichkeit des Augenblicks, des Plötzlichen, des Unvorhersagbaren, des radikalen Jetzt im Mittelpunkt der Betrachtung. Die Momenthaftigkeit sozialer Prozesse ist bedeutend, weil sie Spielraum lässt

für die Wandelbarkeit sozialer Rollen und Verhältnisse in oder durch Situationen. Erika Fischer-Lichte, Grande Dame der deutschen Performanztheorie, eröffnet eine Monographie zur Ästhetik des Performativen mit dem Gedicht von Rainer Maria Rilke »Wolle die Wandlung...« (Fischer-Lichte 2004, 7). Damit ist ausgedrückt, dass Performanzen Verwandlungen ermöglichen. Sie haben transformativen Charakter. Durch liminale Erfahrungen in Momenten der Aufführung bei Darstellern, Zuschauern und Ensemblemitgliedern werden Grenzen verrückt oder überschritten. Das bedeutet auch, dass körperliche Handlungen performativ sind, als sie Sinn und Identität von sozialen Welten und Verhältnissen nicht nur darstellen, »vielmehr bringen sie Identität als ihre Bedeutung allererst hervor« (Fischer-Lichte 2004, 37). Erst in der Performanz entsteht eine soziale Situation und wandelt sich zugleich mit den Rollendarstellungen der Akteure. Entscheidende soziale Grundkategorien wie zum Beispiel Geschlecht, darauf hat die Amerikanische Philosophin Judith Butler in ihrem Buch *Körper von Gewicht* (1997) eindringlich hingewiesen, werden performativ hergestellt. Anstatt von ontologisch fixierten (Geschlechts-)Identitäten auszugehen, wird die soziale und kulturelle Konstruktionsleistung durch Performanzen als »darstellerischer Realisierung« (Butler 1997, 139) zum Beispiel von Geschlecht herausgearbeitet. Geschlecht ist nichts Natürliches, sondern erst durch die wiederholte Stilisierung des Körpers, durch iterative Handlungen der Aufführung von Geschlecht, die dramatisch sind und Bedeutung konstruieren, wird Geschlecht im Rahmen von Diskursen aufgeführt, definiert und verändert (Goebel 2006, 486). Erst die Aufführung des Mannseins macht den Mann zum Mann. Erst die Darstellung von Weiblichkeit lässt eine Frau entstehen. Der Begriff des Dramatischen ist hierfür wichtig, denn er »zielt auf diesen Prozeß der Erzeugung« (Fischer-Lichte 2004, 37). Die performative Herstellung sozialer Wirklichkeit wird möglich durch eine Betonung des Ereignisses im Jetzt. Performanzen sind Produktionsmomente darstellenden Handelns, und alles was performativ ist, ist also immer auch »wirklichkeitskonstituierend« und »selbstreferentiell« (Fischer-Lichte 2004, 38).

Zum anderen ist die Räumlichkeit der Situation entscheidend für das Verständnis der Funktionsweisen von Performanzen. Schon die ursprüngliche Goffman'sche Theatermetaphorik verdeutlicht, dass der Raum als Bühne mit seinen Möglichkeiten

der Requisiten, Positionierung, symbolischen Aufladung und Bildkraft für Darstellung eine große Rolle spielt. Soziale Interaktionen als Aufführungen sind nicht denkbar ohne Einbezug der Körperlichkeit der Akteure und der Räumlichkeit der sozialen Welt. Performatives Handeln ist stets körperliches Handeln unter Zuhilfenahme räumlicher Situationen. Dabei spielt die subjektive Wahrnehmung der Darsteller von ihrer eigenen Leiblichkeit, die Empfindungen bei der Wahrnehmung der Räumlichkeit, eine große Rolle. Der Geograf Jürgen Hasse betont unter Rückbezug auf phänomenologische Positionen und Begriffsbildungen u. a. von Heidegger und Merleau-Ponty: »performative Räume sind leibliche Erlebnisräume« (Hasse 2010, 70). Die Räumlichkeit von Situationen wird von Darstellern zur Verstärkung des eigenen Ausdrucks und Unterstützung der Rollegenutzt. Zugleich wird die Räumlichkeit als Zuschauer, Akteur, Ensemble emphatisch erfahren, affektiv verstanden und körperlich rezipiert wie inszeniert. Für jede soziale Interaktion macht die bewusst hergestellte oder genutzte Räumlichkeit, sei es der Gastraum eines italienischen Restaurants, der Marktplatz vor dem Osnabrücker Dom, die Prinzessinnengärten in Berlin oder das Arrangement von Schreibtisch, Stuhl und Besprechungstisch im Büro des Chefs einen Unterschied. Aus performanztheoretischer Sicht ist nicht der euklidisch-vermessbare Raum hierbei interessant, sondern der performativ hergestellte. »Im Unterschied zum architektonischen Raum, den wir als statisch und stabil denken, meint der Begriff des performativen Raumes einen Raum, der erst durch die Bewegung von Menschen, Tieren, Objekten, Licht, dem Erklängen von Sprache, Musik, Lauten entsteht und sich mit jeder Bewegung, jedem Laut, der in ihm erklingt, und verhält, ändert. Der performative Raum ist entsprechend dynamisch und instabil« (Fischer-Lichte 2004, 218).

Beide Dimensionen, die besondere Zeitlichkeit und Räumlichkeit von Performanzen, sind analytisch kaum zu trennen in ihrer Bedeutung für das darstellende Handeln. Letztlich gehört die Zeitlichkeit des Jetzt mit der dynamischen Räumlichkeit der Performanzen zusammen und kann aufgehen im Begriff der Situation. »Insbesondere im Erleben von Situationen des Plötzlichen wird deutlich, dass »gelebte Zeit« (Minkowski) und »gelebter Raum« (Dürckheim) verschmelzen« (Hasse 2010, 69). Gerade weil die Performanztheorie somit Räumlichkeit und Zeitlichkeit besonders Wert schätzt in ihren Folgen für soziales Handeln, ist sie ein interessantes

Theorieangebot für die Stadtforschung. Die Leistungsfähigkeit des Performance-Ansatzes aus Sicht der Stadtforschung liegt in mindestens vier zentralen Aspekten begründet.

Erstens verbindet der Performance-Ansatz die Bedeutung der Individualität des Einzelnen mit der gesellschaftlichen Rahmung und Kontextualität. Schon Goffman (2008, 221) stellte fest, dass es darum gehen müsse, die vermeintlich drei unterschiedlichen Bereiche »der individuellen Persönlichkeit, der sozialen Interaktion und der Gesellschaft« in eine gemeinsame Perspektive einzuordnen. Dies gelingt zu Teilen mit dem Modell der Performance. Hier werden Individuen einerseits als konkrete Menschensehen, die in den Möglichkeiten des Augenblicks mit ihren Körpern, ihren Herzen, ihrem Geist, ihrer Seele handeln – also als Individuum. Zugleich verhalten sich Akteure in der Performance im Augenblick getreu den Diskursen, in denen sie sich bewegen und den hegemonialen Mustern, die die Gesellschaft aufoktroiert (vgl. Butler 2000). Durch die Körperlichkeit der Performance kommt das Individuum mit seinem Intimsten ins Spiel. Zugleich ist die Performance als Aufführung vor Anderen, als soziales Handeln mit Anderen in Interaktion ebenso gesellschaftlich durch Rollengeprägt, die der Einzelne manchmal wählt, stets aber auch als Rollenträger überindividuell ausfüllt. Es kann also mit dem Performance-Ansatz sowohl die Bedeutung individuellen Handelns von Akteuren in der Stadt als auch deren soziale Rolle in der Politik, im Stadtteil usw. untersucht werden – und gerade die Zusammenhänge zwischen diesen Konzepten.

Zweitens hilft der Performance-Ansatz, die Bedeutung von Umwelten für soziales Handeln zu thematisieren. Ebenso wie auf der Bühne im Theater Text und Bühnenbild, Körpersprache und Rolle, Publikum und Performance aufs Engste miteinander verbunden sind, kann man in der sozialen Welt Praktiken als *Actions*, als untrennbare Einheiten von Körper und Geist, von sozialem Handeln und materieller Umwelt auffassen. Wenn jede einzelne soziale Handlung als Performance gedacht wird, dann ist diese ohne eine Bühne, ein Bühnenbild und die damit vorhandene Körperlichkeit der sozialen Welt nicht vorstellbar: »the many communicative registers of the body and the minutiae of spatial development« werden in der Performance-Theorie zueinander in Beziehung gesetzt (Thrift 2003, 2020). David Crouch (2003) entwickelt den Begriff des »spacing«, um eine ganz spezifische Form der

Raumkonstitution in der Performance zu beschreiben. »Spacing is the constitutive part of performativity in the relation to surroundings« (Crouch 2003, 1953). Die umgebende Welt und die expressive Beziehung der Individuen zu ihr werden durch *spacing* ausgedrückt. Gerade für ein Verständnis räumlicher, städtischer Praktiken ist der Performance-Ansatz hilfreich.

Drittens erlaubt der Performance-Ansatz, die Kreativität sozialen Handelns und stete Veränderbarkeit bzw. Nicht-Vorhersehbarkeit von Entwicklungen zu konzeptionalisieren. Dies ist gerade für die oft überraschenden, ungeplanten Ereignisse in der Stadtentwicklung eine interessante sozialwissenschaftliche Perspektive. Die Performance-Theorie sieht Menschen und Subjekte erst in Momentenentstehen, die aus Kontexten geboren werden und in Netzwerkverbindungen stehen (vgl. Schechner 2006; Dirksmeier 2009). Unsicherheiten und stets mögliche Abweichungen im Verhalten spielen eine große Rolle, weil es das entscheidende Moment jeder Aufführung, jeder Performance ist, im Letzten gerade nicht ganz vorhersagbar und steuerbar zu sein. Somit liegt in der Unsicherheit über den Ausgang einer Handlung und in der Möglichkeit einer überraschenden Entwicklung der sozialen Praxis aus dem Augenblick heraus ein wesentliches Momentum des Verständnisses der sozialen Welt als Performance. »The current emphasis on creativity is, I think, a response to a by now banal realisation that the world is not a reflection but a continuous composition« (Thrift 2003, 2021).

Eine einzelne soziale Handlung vor Anderen ist eine Performance. Die Tatsache, dass jede Performance in sich die Offenheit des Ausgangs birgt, wird als Performativität bezeichnet. Für Judith Butler ist die Performativität sozialer Prozesse dabei charakterisiert als eine Aufführung kultureller Rituale: »I am, I believe, more concerned to rethink performativity as cultural ritual, as the reiteration of cultural norms, as the habitus of the body in which structures and social dimensions of meaning are not finally separable« (Butler 2000, 29). Jede Aufführung beinhaltet die Möglichkeit der Abweichung und kreativen Veränderung, die aus der Kraft des Augenblicks geboren ist. Performativität verweist somit auf die Dimension des »Werdens« in der sozialen Welt. Jede Performance enthält ein Stück Transformation und Verwandlung (vgl. Crouch 2003, 1947). Individuen, Werte, Rollen, soziale Situationen, Gemeinschaften, Konflikte oder Identitäten sind im Blick der Perfor-

mance-Theorie nichts Fixes. Vielmehr ist ihr Charakter in der Performance stets den Prozessen und Logiken des Werdens übergeben. »The radical potential of performance is located precisely in its transitory nature: it cannot be accurately recorded or re-created« (Pratt 2000, 649). Damit sind Möglichkeitsräume, Alternativen, Varianten der Handlung stets denkbar – ja geradezu eingebaut – in der Performance-Theorie. Die soziale Welt wird als Werdende konzeptionalisiert. Das Potential der Möglichkeiten im Augenblick, die Unvorhersehbarkeit von all dem, was passieren könnte in einem gegebenen Augenblick, gestaltet das Erleben und Beobachten desselben mit (vgl. Dewsbury 2000, 481).

Viertens erweitert die Perspektive der Performanz das Spektrum sozialwissenschaftlicher Betrachtungen um Aspekte der leiblichen, affektiven, emotionalen und situationsbezogenen wissenschaftlichen Beobachtung der sozialen Welt. Goffman interessierte sich nicht für das Theater als Selbstzweck, sondern rein als Metapher und Gerüst, um soziale Verhältnisse zu beschreiben. Ihm ging es um die »Struktur sozialer Beziehungen (...), die entstehen, wann immer Personen anderen Personen unmittelbar physisch gegenwärtig werden« (Goffman 2008, 223). Offensichtlich sind diese körperlichen, darstellenden Handlungen vor Publikum weitaus situativer, leiblicher und affektiver, als es bisher in den Sozialwissenschaften mit gängigen Theorien beschrieben werden konnte. Insgesamt sind die Auswirkungen einer performanztheoretischen Grundorientierung für die Stadtforschung enorm. Dies wird im Folgenden beispielhaft an drei Feldern der Stadtforschung beschrieben.

3. Urbanität, Urban Theory, Stadtentwicklung und Performanz

Performanzen stehen im Zentrum der Reflexionen über das Städtische. Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts haben Begründer der sozialwissenschaftlichen Stadtforschung wie etwa Georg Simmel, Louis Wirth oder Lewis Mumford als Urbanismus bzw. Urbanität gerade solche Qualitäten des Städtischen definiert, die entschieden mit dem darstellenden Verhalten der Stadtbevölkerung zusammenhängen. Daran anknüpfend entwickelte in der deutschsprachen-

Stadtforschung der 1960er Jahre Hans Paul Bahrdt einen Begriff von Urbanität in der modernen Großstadt, der leicht als Resultat von Performanzen zu lesen ist. Um den Zusammenhang von Stadt und Performanzen zu betrachten, werden deshalb zunächst die Klassiker der Stadtforschung auf ihre performanztheoretische Anschlussfähigkeit befragt (3.1). Anschließend werden aktuelle Debatten zu Urbanität, Citizenship und Zuwanderung performanztheoretisch beleuchtet (3.2). Schließlich wird ein performanztheoretischer Blick auf aktuelle Tendenzen der Stadtpolitik geworfen (3.3).

3.1 Die Klassiker: Vordenker des Performativen

Die Stadt ist ein Ort der Begegnung. Diese Begegnungsqualität in Städten entsteht überhaupt erst durch Performanzen. Dies hat Georg Simmel (2006) in seinem Nachdenken über »Die Großstädte und das Geistesleben« angedeutet. Simmels Essay hat zu Beginn des 20. Jahrhunderts das Fundament für eine theoretische Betrachtung des Stadtlebens und Urbanitätsbegriffes gelegt (Lindner 2004). Er reflektiert im Zuge des Nachdenkens über die Großstadt ein Grundproblem des Lebens in modernen Gesellschaften: Es ist der »Anspruch des Individuums« auf »Selbständigkeit und Eigenart des Daseins« in einer modernisierten, technisierten Massengesellschaft (Simmel 2006, 7). Während sich die Gesellschaft im Äußeren durch Wettbewerb, Leistungsprinzip und Konkurrenzkampf aufgrund des Vorherrschens der Geldwirtschaft stetig flexibilisiert und nivelliert, sind die Menschen auf ihrer Innenseite, in ihrem seelischen und persönlichen Leben ungemain gefordert, Schritt zu halten und zugleich souverän zu bleiben. Dieses generelle Problem des Lebens in der modernen Gesellschaft sieht Simmel in der Betrachtung der mentalen Verhältnisse und Gemütszustände in Großstädten kondensiert. Die Herausforderung des Individuums, Subjekt zu bleiben im (Gegen-)Strom der Masse, versinnbildlicht für Simmel die Situation des Straßenlebens der modernen Großstadt. Hier ist der Einzelne auf den dichten Bürgersteigen, auf den weiträumigen Plätzen, in Bahnhöfen, Straßenbahnen usw. einem Gewirr an Situationen und Begegnungen mit Fremden ausgesetzt. Diese Situationen im Straßenleben, die städtische Lebensumwelt fordert den Wahrnehmungsapparat des Einzelnen heraus und fördert zugleich die individuelle Freiheit

und Extravaganz. »Die psychologische Grundlage, auf der der Typus großstädtischer Individualitäten sich erhebt, ist die *Steigerung des Nervenlebens*, die aus dem raschen und ununterbrochenen Wechsel äußerer und innerer Eindrücke hervorgeht« (Simmel 2006, 8 f., Herv. i. Orig.). Als Schutzmechanismus gegen die überflutenden Sinneseindrücke entwickle der Großstädter eine bestimmte Haltung: eine intellektualistische Blasé-Attitude. Verstandesgemäß, nüchtern und distanziert steuert das Individuum seinen Weg durch die anonyme Moderne. Dies versinnbildlicht sich in dem bunten Treiben des Straßengewirrs der Großstadt. Somit gebe es einen »Typus des Großstädters« (Simmel 2006, 11), dessen urbanes Verhalten sich an der Oberfläche des Kontakts, im menschlichen Umgang miteinander vor allem in der Blasiertheit äußere. Unterhalb der Oberfläche, auf der Innenseite des Gemüts von Persönlichkeit und seelischer Entwicklung, leistet die Großstadt für die Entwicklung moderner Gesellschaften vor allem eines: sie treibt Prozesse der Individualisierung voran, indem sowohl »die individuelle Unabhängigkeit und die Ausbildung persönlicher Sonderart« (Simmel 2006, 42) durch die Urbanität der Großstadtgestärkt wird.

Simmels berühmte Diagnose zur Blasé-Attitude ist – ohne je Begriffe der Performanz, des Theaters oder der Aufführung zu verwenden – durchtränkt von der Idee, dass Menschen in Städten eine bestimmte Fassade aufbauen, sie diese nach außen aufrecht erhalten; und sie nur durch diese Fassade und die Darstellung einer bestimmten Blasé-Attitude sowohl psychologisch wie sozial lebensfähig in Städten sind. Damit sind es, schon am Anbeginn des sozialwissenschaftlichen Nachdenkens über das Phänomen Stadt, die spezifischen Verhaltensweisen, die Städter miteinander und voreinander zur Aufführung bringen, die die Stadt erst zur Stadt machen. Der Begriff Performanz ist hilfreich, um das von Simmel Gesagte ausdrücklicher zu verstehen und mit einer modernen Theorieperspektive zu reinterpretieren. Die Mühen des Großstädters sich sowohl als Subjekt auf der persönlichen Innenseite des Gefühlslebens selbst zu erfahren, zu suchen, zu entwerfen oder treu zu bleiben als auch die sozialen Rollen einer modernen, geldgetriebenen Gesellschaft überzeugend dazustellen, sind wunderbar beschreibbar als Spannungsverhältnis zwischen dem Darsteller als Akteur und seiner Rolle. Erving Goffman hat auf diesen Konflikt hingewiesen, in dem der Einzelne insbesondere bei der Aufführung von Schauspielen

steht, an die er oder sie selbst nicht glaubt: »Hinter vielen Masken und vielen Rollen trägt jeder Darsteller den gleichen Ausdruck, den nackten, ungeselligen der Konzentration, den eines Menschen, der privat mit einer schweren, verräterischen Aufgabe beschäftigt ist« (Goffman 2008, 213 f.). Gerade das spezifische, aus Simmels Perspektive großstädtische Verhalten ist solch eine Performanz, eine Darstellung einer Attitude, die nicht unbedingt geglaubt oder gewollt wird, aber aus der Sicht des frühen 20. Jahrhunderts offensichtlich notwendig schien, um mit den Herausforderungen städtischer Lebenswirklichkeit zurechtzukommen. Performanztheoretisch wäre mit Goffman daraus sogar zu schließen, dass Gefühle des Misstrauens und der Entfremdung in solchen Umgebungen gegenüber dem Nächsten besonders groß sind: »In dem Grade aber, in dem der Einzelne vor anderen ein Schauspiel durchhält, an das er selbst nicht glaubt, kann er eine besondere Art der Selbstentfremdung und des Mißtrauens gegen andere empfinden« (Goffman 2008, 214).

Frisby (1985) hat Simmel einen der ersten Soziologen der Moderne genannt, weil dieser grundlegende gesellschaftliche Phänomene der Moderne treffend als städtische charakterisierte – und so die Großstädte exemplarisch als Orte moderner Verhältnisse ansah. Seit den Arbeiten Georg Simmels ist deshalb ein Verständnis der wechselseitigen Durchdringung von Stadt- und Gesellschaftsentwicklung für Debatten um den Untersuchungsgegenstand Stadt ebenso wie zum Urbanitätsbegriff prägend. Diese Einsicht, dass eine Analyse urbaner Verhältnisse nur als Analyse moderner Verhältnisse, also mit einem gesellschaftstheoretisch informierten Blick auf Urbanität und Stadt möglich ist, wurde im Anschluss an Simmel durch die Chicagoer Schule der Sozialökologie konsequent fortgesetzt. Und auch hier, in dieser klassischen Schule der Stadtforschung finden sich seit den 1920er Jahren vielfältige Bezüge zu einem performanztheoretischen Denken.

Den wohl bekanntesten Beitrag der Sozialökologie zur Urbanitätstheorie lieferte der im Hunsrück geborene und später in Chicago lehrende Soziologe Louis Wirth (1938) mit seinem Artikel »Urbanism as a Way of Life«. Er unterscheidet darin zwischen Verstädterung als rein quantitativem Prozess des Anwachsens der Stadtbevölkerung und den Qualitäten der Urbanisierung als Ausbreitung spezifisch städtischer, sozialer Lebensformen. So geht er davon aus, dass man idealtypisch (und nicht wirklichkeitstreu) einerseits zwischen einem Gemeinschaftsle-

ben in städtisch-industrieller Form und andererseits einem ländlichen, volkstümlich orientierten Lebensstil unterscheiden kann. Da sowohl Menschen mit städtischer Herkunft auf dem Land leben als auch viceversa, also Dorfbewohner in die Stadt wie Städter in die Dörfer wandern, sei keine strenge räumliche Trennung von städtischen und ländlichen Lebensstilen vorfindbar: »Hence we should not expect to find abrupt and discontinuous variation between urban and rural types of personality« (Wirth 1938, 3). Es gebe Urbanität als spezifischen *way of life* – jedoch nicht nur in Städten. Diese vermeintliche Paradoxie gehört zu den weitsichtigsten Argumenten Louis Wirths. Er erkennt, dass keine Isomorphie von Raum und Kultur oder Gebiet und Lebensstil besteht. Damit formuliert Wirth als erster Vertreter das bis heute weit verbreitete Argument (Häußermann/Siebel 1987), wonach Urbanität nicht mehr an die Stadt als abgrenzbarer Siedlungseinheit gebunden ist: »the city is everywhere and in everything« (Amin/Thrift 2002, 1). Urbanismus als Lebensweise greift in modernen Gesellschaften weit über die Städte hinaus. Dennoch sind es die Städte, so behauptet Louis Wirth, die als Innovationszentren urbaner Lebensstile wirken und von denen ausgehend sich Urbanität verbreitet.

In dem Versuch, Urbanität bzw. Urbanismus zu definieren greift Wirth ähnlich wie Simmel auf die Vorstellung einer ganz bestimmten, städtischen Sozialform zurück. Diese führt er auf drei distinkte Charakteristika der Städte zurück: Größe, Dichte und Heterogenität (Wirth 1938, 8 ff.). Jeder dieser ökologischen Faktoren hat je eigene Effekte und kreiert in Wechselwirkung mit den jeweils anderen beiden zusammen die urbane Lebensform. So würde die Größe der Stadt formale Formen der Kontrolle erfordern und persönliche Verbindungen erodieren, wie sie auf dem Land noch lebbar seien. Die Dichte des Siedlungsgebiets Stadt verstärkte die Differenzierung, Spezialisierung und Komplexität der sozialen Organisation. Zugleich erhöhe sich hierdurch die soziale Distanz. Die Heterogenität der Bevölkerungszusammensetzung in der Stadt würde die Unsicherheit im Umgang miteinander, zugleich aber auch die Fluidität und Veränderungsbereitschaft erhöhen (Wirth 1938, 11 ff.). Insgesamt seien städtische Sozialformen gekennzeichnet durch oberflächliche, unpersönliche, segmentierte, utilitaristische und vorübergehende Sozialkontakte. Ähnlich wie bei Simmel wird die Blasiertheit im Umgang beklagt. Zugleich verweist Wirth darauf, wie ausgesprochen

nützlich diese spezifischen Werte und Lebensformen sind für die Einbindung der Individuen in die kapitalistische Wirtschaftsweise. Die Stadt entpersönlicht das Sozialleben und bereitet den Einzelnen auf ein distanzierteres, nüchternes Erwerbsleben vor. Sie fördert zugleich Kosmopolitanismus, Offenheit, Wandlungsfähigkeit und soziale Mobilität der Bewohner (a. a. O., 16 ff.). *Urbanism* als Lebensweg findet in den Städten ihren privilegierten Ort, weil die sozialökologischen Bedingungen der Stadt (Größe, Dichte, Heterogenität) dieses provozieren und produzieren. In ähnlicher Richtung argumentiert Claude S. Fischer (1975; 1995). Auch er sieht insbesondere aus der Größe und Dichte der Stadt notwendige Folgerungen für die wachsende innere Differenzierung und Ausbildung intensiver Subkulturen. Städte seien als urbane Orte dadurch gekennzeichnet, dass sie Unkonventionalität erlauben. Die Devianz von der Norm wird respektiert. Quantität schlägt um in Qualität: Die kritische Masse großer Städte erlaube eine Ausdifferenzierung unterschiedlicherer normativer, kultureller, sexueller und religiöser Subkulturen. Unter Subkultur versteht er dabei: »a large set of people who share a defining trait, associate with one another, are members of institutions associated with their defining trait, adhere to a distinct set of values, share a set of cultural tools [...] and take part in a common way of life« (Fischer 1995, 544).

Die Vorstellungen von Urbanismus bei Wirth ebenso wie bei Fischer gehen somit zurück auf spezifische Formen des Sozialverhaltens. Diese würden in Städten durch die spezifischen Interaktionsbedingungen entstehen, die die großen, dichten und heterogenen Räume als städtische Bühnen für die Akteure bereiten. Daran anknüpfend hat Hans Paul Bahrdt (2006) formuliert, dass Urbanität dort entsteht, wo sich eine Polarität zwischen Öffentlichkeit und Privatheit herausbilden kann. Nur Städte würden öffentliche Räume herstellen, in denen Fremde sich als Fremde begegnen. Die gewaltfreie Begegnung Fremder wiederum sei nur möglich und würde voraussetzen, dass eine bestimmte Form des stilisierten sozialen Verhaltens sich herausbildet. Auf dem Marktplatz könnten Marktfrau und Kunde, an der S-Bahnstation ankommende Personen und Wartende, an der Straßenecke vor einem Kiosk sich begegnende Fremde nur deshalb miteinander zweckgerichtet und konfliktfrei umgehen, weil sie im Moment der Begegnung die Spielregeln des distanzierten und stilisierten Verhaltens in öffentlichen

Räumen beherrschen. Zu dieser Stilisierung gehört nach Bahrdt, systematisch persönliche Aspekte des Daseins zu verbergen und stattdessen demonstrativ und repräsentativ bestimmte gesellschaftliche Codes der Statusrepräsentation, der Interaktion und Kommunikation zu betonen. Bahrdt spricht hier ausdrücklich von darstellendem Verhalten: »Die äußerlich erkennbare Erscheinungsform des Verhaltens ist deshalb weniger ein natürlich hervorgewachsener Ausdruck eines Innern, sondern vielmehr ein ›Sich-geben‹, ein Auftreten, ein Sich-darstellen« (Bahrdt 2006, 90). Auf jedem Wochenmarkt, in jeder Vorstadt, Geschäftsstraße, beim Restaurantbesuch oder auch im Park sei ein Großteil städtischen Alltagslebens durch dieses darstellende Verhalten der Städter charakterisiert. Ohne dass Bahrdt diesen Begriff kannte, verwendete oder verwenden wollte ist die von ihm beschriebene Stilisierung des Verhaltens im Angesicht und Umgang mit Fremden nichts anderes als eine Performanz, ein darstellendes Verhalten vor Fremden als Publikum. Ähnlich wie Simmel hat er sich gefragt, was die Alltäglichkeit der Begegnungen auf den Straßen und Plätzen der Städte, sei es im Zentrum oder am Stadtrand, für das Verständnis des Städtischen bedeutet. »Kehren wir zum Leben und Treiben auf städtischen Straßen zurück! Es genügt z. B. nicht, im Straßengewühl auf einen anderen nur einfach Rücksicht zu nehmen. Man muß ihm dies auch verständlich machen. Man begnügt sich also nicht damit, den anderen zuerst durch einen engen Torweg gehen zu lassen, sondern tritt ausdrücklich zurück und unterstreicht dieses Zurücktreten mit einer Geste. Das Verhalten läuft nicht nur ab, sondern stellt sich selbst noch einmal dar. Auf diese Ausdrücklichkeit kommt es an. Darstellung ist mehr als bloßer Ausdruck. Sie ist nicht das Hervorwachsen eines Tuns oder Seins zur Sichtbarkeit. Darstellung ist ein vollzogener Akt, der freilich habituell werden kann« (Bahrdt 2006, 90).

Die Performanzen im Stadtraum prägen nach Bahrdt nicht nur den Charakter städtischen Lebens und den Umgang der Bewohner miteinander als spezifischer Stadtkultur. Vielmehr konstituiert und damit auch definiert sich die Stadt als besonderer Siedlungstypus gerade durch ihre Bühnenhaftigkeit als Ort der Aufführung und Performanzen. Das ergibt sich aus seiner weiteren Analyse der Stadt als Öffentlichkeit und damit Aufführungsraum. Bahrdt (2006, Kap. 2) nutzt entschieden den Begriff der Öffentlichkeit für die Präzisierung (s)eines modernen Verständnisses von Urbanität. Demnach sind Urba-

nität und Öffentlichkeit konstitutiv füreinander. Die Stadt selbst ist für ihn stadtsoziologisch definiert als ein Ort der starken Wechselbeziehung und Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit: »Eine Stadt ist eine Ansiedlung, in der das gesamte, also auch das alltägliche Leben die Tendenz zeigt, sich zu polarisieren, d. h. entweder im sozialen Aggregatzustand der Öffentlichkeit oder in dem der Privatheit stattzufinden. Es bilden sich eine öffentliche und eine private Sphäre, die in engem Wechselverhältnis stehen, ohne dass die Polarität verlorengeht. Die Lebensbereiche, die weder als ›öffentlich‹ noch als ›privat‹ charakterisiert werden können, verlieren hingegen an Bedeutung« (Bahrdt 2006, 83). Beobachtbares städtisches Verhalten ist ein Verhalten in Öffentlichkeit unter den Spielregeln der Darstellung und Aufführung.

Betrachten wir klassische Positionen der Stadttheorie zusammenfassend, so wird deutlich, dass von Beginn an in der Stadtforschung über das Städtische als Aufführungsort darstellendes Verhaltens nachgedacht wurde. Es gibt somit keine städtische Sozialform, die nicht in ihrem Wesenskern bei den Klassikern der Stadtforschung zurückgeführt wird auf ein darstellendes Verhalten von Menschen unter den Bedingungen von Publikum, Rollenzwang und spezifischen Bühnenbedingungen (zum Beispiel moderne Großstadt, Größe, Dichte und Heterogenität). Insgesamt lässt sich beobachten, dass schon die Klassiker der Stadtforschung quasi in Embryonalform ein performatives Wechselverhältnis von Räumlichkeit und Soziabilität bzw. Gesellschaft artikulieren. Die frühe Andeutung der Rolle von Performanzen für die Produktion des Städtischen geschieht bei den genannten Autoren in mindestens zweifacher Hinsicht. Hierbei wird jedoch – das sei eindeutig vermerkt – das volle Potential einer performativen konzeptuellen Sichtweise auf Stadt noch nicht ausgeschöpft. Erstens erkennen die klassischen Autoren, dass die Interaktions- und Sozialformen der Stadtbewohner erst durch das Miteinander der Akteure hergestellt werden. Der performative Charakter von Städten klingt an, indem durch die Aufführung des Stadt-Seins im alltäglichen Vollzug der Bewohner und damit durch das Leben unter den Kontextbedingungen von Größe, Dichte und Heterogenität das Städtische erst hervorgebracht wird. Performanz als Herstellung von Wirklichkeit wird somit adressiert. Zweitens wird von Simmel über Wirth und Fischer bis zu Bahrdt der Blick bei der Suche nach dem spezifisch Städti-

schen oftmals auf die öffentlichen Räume, die Herstellung von Öffentlichkeit und die besonderen Formen des Umgangs miteinander in der Öffentlichkeit gerichtet. Damit ist performatives Handeln als darstellendes Handeln vor Publikum per se adressiert. Die Stadt wird quer durch alle Ansätze hindurch definiert als ein besonderer gesellschaftlich produzierter Raum, der durch den Aufführungscharakter sozialen Handelns und damit den Bühnencharakter des Ortes geprägt ist.

Rückblickend sind die Klassiker der Stadtforschung deshalb zu Recht als Klassiker zu bezeichnen, weil sie Wegweisendes erkannt haben. Sie sind Vorläufer und Grundsteinleger. Klassiker zeichnet aus, dass sie zu ihrer Zeit Aussagen treffen, die als Forschungsprobleme durch die Zeit weiterbestehen, sei es als Desiderat oder als offene Forschungsfrage (Luhmann 1992, 19). Denn die Klassiker der Stadtforschung haben früh Aspekte städtischen Lebens analysiert und beschrieben, die zu Teilen erst Jahrzehnte später von der nachfolgenden Forschung präziser gefasst bzw. angegriffen werden können. Dies trifft auch auf das Verhältnis von Performanz und Stadt zu. So ist performanztheoretisches Gedankengut in den genannten Ansätzen deutlich erkennbar. Zugleich gibt es vier große performanztheoretische Defizite, die aus heutiger Sicht die klassischen Analysen zum Wechselverhältnis von Stadt, Raum und Verhalten als unbefriedigend erscheinen lassen.

Erstens wird zwar der darstellende Charakter des Verhaltens in öffentlichen Räumen der Stadt deutlich, jedoch fehlt ein Blick auf die Veränderbarkeit sozialer Welten durch Performanzen. Es wird also nicht über Performativität und die Kraft des Augenblicks reflektiert. Auch der Ereignischarakter von Performanzen in all seinen Folgerungen fehlt noch im klassischen Sujet.

Zweitens erscheint das Raumverständnis bei den zitierten Autoren zu Teilen als Containerraum. Es wird zwar der Aufführungs- und damit Bühnencharakter unterschiedlichster Orte in der Stadt betont. Die Feinheiten performativer Räume fehlen, die erst im Augenblick des Handlungsvollzugs diese flüchtigen Räume konstituieren, wie zum Beispiel das Rufen einer Mutter nach ihrem Kind auf dem Platz und damit durch den Klang einer Stimme, dem kräftigen Ausschreiten eines Fußgängers beim Überqueren einer Straße oder dem Geräusch von Trommeln, Musik und Applaus im Karneval der Kulturen an einem lauen Frühlingstag im Mai in Berlin-Kreuzberg. Performative Räume und das Verschmelzen von sozia-

len und physischen Charakteristika des Ortes im Moment der Aufführung wurden von den Klassikern noch nicht gedacht.

Drittens werden die große Bedeutung der Materialität und Körperlichkeit von darstellendem Verhalten wie auch das Nutzen von Requisiten nur unzureichend berücksichtigt. Bei Bahrnt taucht im Rahmen des darstellenden Verhaltens die Überbetonung von Gesten als ein Aspekt auf. Dies spricht wieder für die Anschlussfähigkeit eines Klassikers. Jedoch wird die Bedeutung der Körperlichkeit von Performanzen generell für das Sozialverhalten abseits exaltierter Gesten unterschätzt. Dass Analysen und Deutungen von Performanzen immer auch körperliche bzw. leibliche Elemente berücksichtigen müssen, war gerade den Stadtsoziologen lange fremd.

Viertens liefern die Klassiker zwar große theoretische Betrachtungen des Wechselverhältnisses von Stadt und Städter, Urbanität und Siedlungsform, Verhalten und Darstellung, Öffentlichkeit und Privatheit. Jedoch die genaue Wirkungsweise der Performanzen der Städter bleibt in den Betrachtungen weitgehend unberührt. Es wird kein empirisch operationalisierbarer Blick auf das Städtische gerichtet. Vielmehr wird in großen Zügen über Stadt und Gesellschaft sowie wechselseitige Einflussnahmen räsoniert. Gerade aber der Versuch, Performanzen in ihrer Augenblickshaftigkeit und damit auch zeit-räumlichen Kleinteiligkeit zu beobachten bzw. zu deuten, ist ein Interesse gegenwärtiger performanztheoretisch inspirierter Stadtforschung. Die neuere Literatur schließt somit zuteilen an und grenzt sich zugleich ab von den klassischen Betrachtungen darstellenden Verhaltens in Städten.

3.2 Öffentliche Räume: Performanzen und Begegnungsqualitäten

Performanztheoretisch inspirierte Betrachtungen des Städtischen haben in den letzten ca. zehn Jahren einen großen Aufschwung genommen. Denn obwohl – wie oben herausgearbeitet – die Klassiker der Stadtforschung entscheidende Grundlagen für die Betrachtung von Performanzen gelegt hatten, ist ein Großteil der Stadtforschung sowohl in der Stadtsoziologie wie in der Stadtgeografie von den 1970er bis weit in die 1990er Jahren zumeist andere Wege gegangen. Die ebenfalls aus der Chicagoer Schule entstammende Segregationsforschung hat lange Zeit zentrale Fragen und Arbeitsbereiche der Stadtfor-

schaft dominiert. Somit standen quantitative Analysen von räumlichen Entwicklungen ebenso wie strukturelle und zu Teilen statische Betrachtungen von Stadtmodellen im Vordergrund. Wichtige Stichworte hierzu wie die fragmentierte Stadt, die polarisierte Stadt, die gentrifizierte Stadt, die Global City usw. signalisieren, dass es in der Stadtforschung lange um Strukturen und Prozesse ging. Performanzen wurden kaum in den Blick genommen.

Eine solche, performanzlose Perspektive schien zugleich durch die Bedürfnisse der Praxis von Stadtplanung und Stadtentwicklungspolitik gerechtfertigt, die darauf verwiesen, dass zur Steuerung von Städten ein systematisches Wissen über Problemquartiere, Interventionsmöglichkeiten, zirkuläre Entwicklungsprozesse und dergleichen mehr notwendig sei. Dementsprechend ist gerade in der deutschsprachigen Stadtforschung eine Thematisierung von Performanzen und Performanztheorie lange nicht möglich gewesen – obwohl die historischen Vorläufer der Klassiker der Stadttheorien hierzu durchaus Türen und Wege geöffnet haben.

Die Einsicht, den Blick (erneut) auf Performanzen zu lenken, entstand Ende der 1990er Jahre durch eine kritische Reflexion des erreichten Standes der Stadtforschung. Das immer gleiche Set an Städten wie zum Beispiel London, Tokio oder New York, das sowohl als Untersuchungsfeld für Fragen der Gentrification wie Fragmentierung, der Global City wie der Zitadellenökonomie diente, schien durch den Versuch einer Theoriebildung für alle Städte privilegiert zu werden. Stimmen wurden laut für eine Theoriebildung in der Stadtforschung, die mit mehr Vielfalt rechnet. Der Aufsatz von Ash Amin und Steve Graham zu »Ordinary City« markiert einen Wendepunkt. Hier wird ein performatives Verständnis der sozialen Handlungen der Stadtbewohner artikuliert, die Stadt in kontingenten Prozessen herstellen: »The contemporary city is a variegated and multiplex entity – a juxtaposition of contradictions and diversities, the theatre of life itself« (Ash/Graham 1997, 418). Die Theatermetapher kehrt zurück auf die akademische Bühne, um die Wandelbarkeit, Heterogenität, Ereignishaftigkeit und auch Artistik lebensweltlicher städtischer Phänomene besser zu fassen. Mit einem veränderten Handlungsbegriff, der Handlungen als relationalen und performativen Prozess versteht, soll es gelingen, näher an die Lebenswelten der Stadtbewohner und alltäglichen Erscheinungen städtischen Lebens auf den öffentlichen Plätzen heran zu rücken (Ash/Graham 1997, 420).

Die Unzufriedenheit mit den Ergebnissen und Einschränkungen der bisherigen Stadtforschung wird zudem durch die performative Wende in den Kulturwissenschaften bestärkt. Gerade ab den 1990er Jahren beginnt die interdisziplinäre Stadtforschung wesentliche Impulse von den Kulturwissenschaften zu erhalten. Letztere hatten bis in die 1980er Jahre Kultur noch unter der Metapher »Kultur als Text« subsumiert; ebenso wie in der Stadtforschung eine fruchtbare Debatte um die Stadt als Text herrschte, etwa in Arbeiten zur Lesbarkeit der Stadt am Beispiel von Graffiti (Ley/Cybrivsky 1974; Ferrell 1995; Dickens 2008). In den 1990er Jahren bahnt sich ein Perspektivwechsel an: »Die Metapher von »Kultur als Performance« begann ihren Aufstieg« (Fischer-Lichte 2004, 36). Damit musste das Performative nach Austin reformuliert werden, um das Körperliche mit einzubeziehen. Der Begriff der Aufführung wurde durchdacht. Dies hat in der Folge für die Stadtforschung große Konsequenzen. Aufführung wird nicht als Repräsentation eines Skriptes gesehen, sondern »als eine genuine Konstitutionsleistung« (Fischer-Lichte 2004, 55). Das bedeutet gleichzeitig, der Kontingenz von städtischen Performanzen große Räume zuzugestehen. Städte sind nicht nur makroperspektivisch durch die Analyse immer gleicher Strukturen oder Prozesse zu begreifen (Bridge 2008, 1581). Vielmehr entstehen Städte, städtische Lebensweisen und städtische Räume genauso performativ. Dieses neue Denken eröffnet Möglichkeitsräume für neue Fragen der Stadtforschung, basierend auf der Einsicht: »Die Stadt erweist sich als Brutraum des Performativen« (Hasse 2010, 74f.). Zugleich schärft sich der Blick dafür, dass städtische Räume durch Performanzproduziert werden (Thrift 2006).

Im Prinzip kann eine performanztheoretische Brille bei nahezu alle Themen der Stadtforschung verwendet werden. Sowohl Performanzen der Inklusion oder Exklusion von Bewohnern, Immobilienbesitzern oder Geschäftsinhabern in Stadtteilen, die Identitätskonstruktionen und Lebenswelten von Stadtbewohnern, die Performanzen von Stadtpolitik und Planung bei dem Entwurf oder der Umwertung politischer Programme oder Entscheidungsprozesse der Standortwahl und Interaktionsmuster von Dienstleistungsunternehmen sind denkbare Themen einer solchen Forschung. Die Performanztheorie bietet eine konzeptuelle Linse, um jede Form darstellerischen Handelns, sei es von Laien oder Experten, sei es im Bereich der Lebenswelt, der Wirtschaft,

der Politik oder der Kultur zu erforschen. Viele Studien wenden sich dabei in der Stadtforschung vor allem den Konstruktionsweisen von Rasse, Ethnie und Identität durch öffentliche Aufführungen zu. So ist zum Beispiel die Rassensegregation in den USA der 1960er Jahre nur möglich gewesen, weil es zur Stützung der Rassengesetzgebung vor allem im Süden der USA Rituale und Performanzen gab, die öffentlich die Rassenpolitik nicht nur bestärkt, sondern ebenso produziert haben. Steven Hoelscher untersucht dies am Beispiel der Nathez Pilgrimage. Er kommt zu dem Ergebnis: »The culture of segregation that mobilized such memories, and the forgetting that inevitably accompanied them, relied on performance – ritualized choreographies of race and place, and gender and class, in which participants knew their roles and acted them out for each other and for visitors« (Hoelscher 2003, 677). Ebenso sind performative Konstruktionen sexueller Identitäten wie zum Beispiel die Sydney 2002 Gay Games aus performanztheoretischer Perspektive untersucht worden (Waite 2006; Goebel 2006). Was diese Studien zu Rasse, Ethnie und Identität unter dem Blickwinkel der Performanztheorie eint ist, dass stets eine wechselseitige Konstruktion der Kategorien (z. B. Ethnie) durch Performanzen und performative urbane Räume analysiert wird. Durch die feinteilige Analyse einzelner öffentlicher Events, Rituale oder kleinräumiger Begegnungen werden größere Fragen der Definition von Identität verhandelt. Das verweist darauf, dass Makro- und Mikroperspektive in der Performanzforschung letztlich eng zusammen gehören.

Gerade um die Voraussetzungen und Funktionsweisen des Makrokosmos Stadt zu verstehen, ist es hilfreich, den Mikrokosmos alltäglicher Performanzen auf den Straßen und Plätzen, in den Nachbarschaftscafés, Geschäften oder Büroarbeitsplätzen zu betrachten. Deshalb erreichen performanztheoretische Perspektiven derzeit eine besondere Tragweite und analytische Tiefenschärfe in der Betrachtung öffentlicher Räume. So untersucht die britische Geografin Gill Valentine (2008) die Formen des Zusammenlebens in Städten unter den Bedingungen wachsender sozialer Ungleichheit und kultureller Differenz aus performanztheoretischer Perspektive. Sie fragt in ihrem wegweisenden Aufsatz »Living with difference« danach, welche Bedeutung Praktiken und Performanzen der Begegnung von Fremden in öffentlichen Räumen der Stadt für das Leben mit alltäglichen Differenzen aufweisen. Denn unter den

Bedingungen der Weltgesellschaft ist davon auszugehen, dass die Differenzen der Bevölkerung in den Städten stark zunehmen und das Leben mit diesen Unterschieden eine der wesentlichsten kommenden sozialen Herausforderungen in naher Zukunft darstellen wird (Hall 1993). Der Sozialanthropologe Steven Vertovec diagnostiziert für Verhältnisse in britischen Städten eine neue Form der *super-diversity*. Die alten einfachen Beschreibungen von Diversität reichen nicht mehr: »oversing ethnicity or country of origin (the two often, and confusingly, being used interchangeably) provides a misleading, one-dimensional appreciation of contemporary diversity« (Vertovec 2007, 1025). Diversität ist diversifiziert worden: »Such additional variables include differential immigration statuses and their concomitant entitlements and restrictions to rights, divergent labour market experiences, discrete gender and age profiles, patterns of spatial distribution, and mixed local area responses by service providers and residents« (Vertovec 2007, 1025). Es entstehen also neue komplexe, soziodemografische und kulturelle Bedingungen in Städten durch die Versammlung vieler, oft auch kleiner Gruppen von Menschen mit mehrfacher Herkunft, die transnational verbunden und sozioökonomisch hoch differenziert sind.

Die Zunahme der Differenz bis zur Herausbildung einer *super-diversity* in Städten hat manche Stadtforscher bewogen, auf einen *cosmopolitan turn* in Städten zu hoffen. Auch unter dem Begriff der *new urban citizenship* wird die optimistische Frage verhandelt, ob es neue Formen der Integration von Fremden auf der Basis städtischer Teilhabe und des Austausches in urbanen öffentlichen Räumen im 21. Jahrhundert geben kann – und vor allem wie. Es gibt demnach wachsende Debatten um die Voraussetzungen und Möglichkeiten einer an Toleranz bzw. Respekt orientierten Begegnungskultur in Städten. Gerade hier aber sind performanztheoretisch angeleitete Studien hilfreich und notwendig, um empirisch präzise das Zusammenleben zunehmend differenzierter Bevölkerungsgruppen zu untersuchen. Gill Valentine warnt davor, zu optimistisch zu sein. Sie trifft die wertvolle Unterscheidung zwischen einer hohen Rate an Begegnungen von Fremden im öffentlichen Raum einerseits und wirklich bedeutungsvollen Begegnungen von Fremden im öffentlichen Raum andererseits, die tatsächlich zu wechselseitiger Anerkennung und Respekt beitragen. Wann schlägt also eine flüchtige Begegnung zweier Fremder an einer Straßenecke in einen bedeutungsvollen

Kontakt um, der die beiden Interaktionspartner menschlich, sozial oder kulturell ein Stück näher bringt? Valentine begreift nur letztgenannte Interaktion als bedeutungsvollen Kontakt, als »meaningful contact«. By this I mean contact that actually changes values and translates beyond the specifics of the individual moment into a more general positive respect for – rather than mere tolerance of – others« (Valentine 2008, 325). Die positivistisch orientierte sozialpsychologische Kontakttheorie im Anschluss an Gordon Allport (1954) sieht sogar nur in Intergruppenfreundschaften das Potential, Vorurteile und Stereotype über Mitglieder der jeweils anderen Gruppe in Kontaktsituationen dauerhaft zu mindern (Pettigrew u. a. 2007). Die positive Wirkung von Kontakten im Sinne eines produktiven, konfliktfreien Lebens mit Differenzen ist mit dieser Feststellung letztlich äußerst voraussetzungsvoll.

So hat sich inzwischen eine reichhaltige Debatte um eine neue Forschungsrichtung der *geographies of encounter* entwickelt, die darauf zielt, diese Begegnungen zwischen Fremden aus der Perspektive von Performanzen und als Situation zu deuten (Laurier/Philo 2006; Clayton 2009; Dirksmeier/Helbrecht 2010; Gibson 2010; Andersson u. a. 2011; Leitner 2011; Matejskova/Leitner 2011; Wilson 2011; Valentine/Waite 2012). Genau hier kann auch eine performanztheoretische Bereicherung der Stadtforschung große Früchte tragen. Denn die situative Auffassung von Begegnungen als Performanzen und damit die Offenheit und Anerkennung der Bedeutung vermeintlich flüchtiger Begegnungen im öffentlichen Raum für das städtische (Zusammen)Leben bildet eine notwendige Ergänzung der langen Tradition in der Stadtforschung, die vor allem die langfristigen Begegnungsformen bzw. Kontaktvermeidungsstrategien in Städten, wie z. B. die residenzielle Segregation von ethnischen Gruppen (Johnston/Poulsen/Forrest 2007) oder Gentrification und sozialräumliche Mischung (Lees 2008; Helbrecht 2009) untersucht. Dauerhafte Wohnstandorte, persistente Muster der Begegnung und daraus resultierende Exklusionsprozesse standen bisher immer im Mittelpunkt dieser Forschung. Aus der Perspektive der Performanztheorie wird nun eine neue Stadtforschung der Begegnung möglich, die eine umfassende Analyse des urbanen Lebens durch eine verstärkte Hinwendung zu den bisher wenig erforschten alltäglichen und situativen Begegnungen in zu Teilen öffentlichen Räumen leisten kann, die einen bedeutenden Teil des Lebens in Städten ausmachen (Domosh

1998). Solche Performanzstudien zu städtischen Begegnungen zielen auf »the vital work of urban life as a series of transactions productive of myriad socialities: those under-researched, mundane moments of togetherness that pattern everyday life« (Bell 2007, 19).

Bedeutend ist hierbei, dass entsprechend der performanztheoretischen Grundannahmen zum Beispiel soziale Positionierungen, Identitäten oder Gruppenzugehörigkeiten erst als ein in der Situation der Begegnung ausgehandeltes Gut erscheinen. Die Mikrophänomene von Begegnungen als körperliche, raum-zeitliche Ereignisse mit wirklichkeitskonstituierendem Charakter werden detailliert anhand einzelner Begegnungen im Café, an der Straßenbahnhaltestelle usw. untersucht (Dirksmeier/Mackrodt/Helbrecht 2011). Doreen Massey hat die große Bedeutung dieser fast alltäglichen Situationen flüchtiger Begegnungen im Stadtraum einmal als »thrown togetherness of place« bezeichnet (Massey 2005, 141). Dieses »Zusammengeworfensein« der situativen Begegnungen erfordert einen genauen, detailorientierten Blick um zu untersuchen, ob es Praktiken der Inklusion, Transgression, Aggression usw. sind, die in öffentlichen Räumen einer Stadt vorherrschen. So weist zum Beispiel Mona Domosh in einer großartigen historischen Untersuchung der Performanzen auf den Straßen New Yorks des 19. Jahrhunderts nach, dass die damaligen öffentlichen Räume weder pauschal als eine perfekte Urbanität im Sinne von Zugänglichkeit zu beschreiben sind noch eine komplette Exklusionsituation von zum Beispiel Frauen darstellen. Die Wahrheit liegt in den Nuancen der Realität, dem Dazwischen: »But what we can say is that these images point to how the public streets of nineteenth-century New York were neither the »democratic« spaces of an authentic urbanity nor completely manipulated and exclusionary. A more nuanced analysis suggests that the metaphor of theater might be more appropriate, but a theater where scripts could be manipulated« (Domosh 1998, 223). Domosh zeigt mit ihrer feinteiligen, performanzinspirierten Analyse, dass grobe Theorien öffentlicher Räume der Stadtforschung die Sicht auf die minutiösen Taktiken von Performanzen im öffentlichen Raum verstellen, die den selben überhaupt erst herstellen und gestalten. »If we know how and where to look, it seems we will find similar »polite« politics being enacted everyday in our »theme parks« that we now call our cities. [...] But our theories of public space and oppositional politics blind us to

their potential force. Broadening our definitions of politics to include a ›micropolitics‹ of complex and contextual agency should direct our attention to the ›tactics‹ that many of us, who cannot afford the emotional and spatial distance required of an oppositional politics, embody in our everyday transgressions« (Domosh 1998, 223 f.).

Erst der performanztheoretisch informierte, sozialwissenschaftliche Blick kommt zu einer realistischen Einschätzung der Begegnungsqualitäten öffentlicher Räume. Durch diese konzeptionelle Perspektive erlangen das Wechselspiel von darstellendem Verhalten und der Räumlichkeit der Situation, die kurzfristigen Gesten und Blicke, mitunter affektive Reaktionen auf die Performanzen des Gegenübers usw. ihre Bedeutung als eine Grundlage der Urbanität in der Weltgesellschaft (Thrift 2004, 74). Wir haben diese Art von Urbanität, die entsteht durch die Performanzen im Stadtraum, »performative Urbanität« genannt (Helbrecht/Dirksmeier 2009, 71–72; 2011).

Öffentliche Räume in Städten sind in ihrer Nutzung, Lebendigkeit und Offenheit entschieden abhängig von der situativen Ausgestaltung und damit den Performanzen der jeweils anwesenden Akteure. Der Marienplatz in München ist ein anderer, ob zur Zeit des Oktoberfestes oberbayerische Trachtenkleidungen die Oberhand gewinnen oder des Nächstens im April eine versprengte Gruppe Jugendlicher den Marienbrunnen als Treffpunkt mit Gitarre nutzt. Es spricht viel für die These, dass eben nur jene Orte wirklich als städtische Orte interessant sind, die über eine performative Urbanität verfügen, also über eine hohe Wandelbarkeit in ihrer Nutzung, ihrem Ambiente, ihrem Publikum und ihrer Ausstrahlungskraft. Dieses zutheoretisieren und zu einem Verständnis von Urbanität zu gelangen, das mit der Wandelbarkeit städtischer öffentlicher Räume und Plätze rechnet, ist eine lohnende Zukunftsaufgabe der Performanzforschung in der Stadt. Denn der Kosmopolitanismus der Städte entscheidet sich auf der Straße. Performanzinformierte Ansätze sind hilfreich, um zu verstehen, wie performative Mikroräume öffentlicher Begegnungen hergestellt werden und funktionieren. Ein Verständnis der Performanzen öffentlicher Begegnungen ist zwingende Voraussetzung für eine Stadtpolitik die darauf zielt, das Leben mit Differenz und *super-diversity* zu ermöglichen.

3.3 Stadtpolitik und Performanzen

Neben den Performanzen von Begegnungen im öffentlichen Raum und den sich daraus ergebenden weitreichenden Folgerungen für Integrations- und Identitätsfragen der Stadt und ihrer Bewohner, ist ein zweites großes Feld der Performanzforschung in Städten auf Fragen der Stadtpolitik fokussiert. Nigel Thrift (2011, 11) beschreibt die gegenwärtige Ära als dominiert durch einen Komplex der Sicherheits- und Unterhaltungsindustrie, der den fordistischen militärisch-industriellen Komplex abgelöst hat. Eine professionelle Vergnügungsindustrie von der Film- über die Game- und Entertainment- bis zur Eventindustrie produziert Erfahrungen, Emotionen und Ereignisse für diverse Zielgruppen gerade in Städten. Die alltägliche Lebenswelt wird durch eine professionelle, instrumentell hergestellte Phänomenologie umhüllt: »This is Lifeworld, Inc.« (Thrift 2011, 15). Die professionelle Herstellung von Ereignissen impliziert, dass die Metapher des Theaters heute stärker gesellschaftliche Entwicklungen charakterisiert als dieses zu Goffmans Zeiten der Fall war. »One possibility is to argue that what we have arrived at is a society characterized by a generalized theatricality« (Thrift 2011, 11). Auch wenn man argumentieren kann, dass wir generell einen Gesellschaftszustand erreicht haben, der von großer Theatralität geprägt ist, so wird eben diese auch neu formatiert durch Akteure wie Game-Designer oder Veranstalter großer Stadienshows usw. Die Vorstellungen von Theater, Darstellung, Bühnencharakter und Aufführung haben sich in den letzten ca. 50 Jahren verändert.

In mindestens drei Feldern lässt sich eine neue Theatralität politischer urbaner Diskurse identifizieren. Erstens ist im Bereich der Stadtplanung und Stadtentwicklung eine neue Theatralität als »Festivalsierung« erstmals in den frühen 1990er Jahren diagnostiziert worden (Häußermann/Siebel 1993). Damals ging es vor allem um Großereignisse wie etwa Weltausstellungen und Olympiaden, die von Städten gezielt als Instrument der Stadtentwicklung genutzt wurden. Diese Festivalsierung hat in den letzten Jahren durch die Zunahme von Creative City Politics noch einmal deutlich an Fahrt aufgenommen (Peck 2011). Denn nun stehen Städte vermeintlich weltweit unter dem Erfolgsdruck, sich als attraktive Orte für die Bedürfnisse der »kreativen Klasse« attraktiv zu machen. Andreas Reckwitz (2009) spricht in diesem Zusammenhang von einer »Selbst-

kulturalisierung der Stadt«. Darunter versteht er: »Die Städte – und das heißt, ihre dominanten Bewohnermilieus, ihre politischen Instanzen, ihre ökonomischen Organisationen und ihre medialen Inszenatoren – verstehen sich zunehmend selbst in terms von ›Kultur‹, als ein Phänomen des Kulturellen« (Reckwitz 2009, 3).

Zweitens haben urbane Widerstands- und Protestbewegungen das Mittel von Performanzen zunehmend für sich entdeckt, um gesellschaftliche Aufmerksamkeit, aber genauso Gemeinschaftserlebnisse zur Produktion von Solidarität innerhalb der Protestierenden zu erzeugen. Juris (2008, 65) zeigt am Beispiel diverser Gegengipfel in Barcelona und Prag im Jahr 2000 und 2002, wie Protestformen als inszenierte, emotionale Ereignisse Solidarität und Gruppenidentität stärken. Protestbewegungen sind zutiefst angewiesen auf die Herstellung körperlicher Erfahrungen, Erlebnisse und Empfindungen der Protestierenden, zum Beispiel während eines Protestmarsches. Gerade die Schaffung von Emotionen wird von den Veranstaltern bewusst genutzt, um Aktivitäten, Teilhabe und Motivation zu stärken. Politischer Protest wird deshalb zunehmend als Performanzen in Städten aufgeführt, wo es zu direkten Kontakten zwischen Protestierenden und deren Publikum kommt, die wiederum in beide Gruppen zurückwirken (Chatterton 2006).

Drittens sind künstlerische Performances und Kunstfestivals zunehmend zu wesentlichen Bestandteilen urbaner Diskurse geworden (Quinn 2005). Denn die Stadt als Lebensraum und Untersuchungsgegenstand lässt sich ehemals nicht allein durch die Perspektive einer Disziplin begreifen. Experimentelle Explorations des Städtischen, bei denen Künstler, Aktivist*innen und Wissenschaftler zu Teams kooperieren, tragen zunehmend zu einer Bereicherung des Verständnisses von urbaner Kultur bei (Pinder 2005, 387). Gerade die performativen Künste helfen durch ihre Interventionen in Form von Theaterstücken, Inszenierungen oder Graffiti, Stimmungen im Alltagsleben von Städten und deren Straßenleben zu erkunden und zu verändern. Dies trifft ebenfalls auf höchst konfliktuelle räumliche Situationen zu. So zeigt Reid (2005) am Beispiel Belfast, wie eine Stadt, die aufgrund der politischen Lage räumlich sektiert und segregiert ist, durch eine künstlerische, performative Intervention geöffnet werden kann. Eine andere Verhandlung von Raum wird hier durch die Interventionen von Performance-Künstlern im Stadtraum sichtbar und mög-

lich. Straßenkünstler provozieren verschiedene Emotionen und Affekte wie Lachen und Empathie im öffentlichen Raum, die sich im zufällig versammelnden Publikum zeigen. Straßenkünstler generieren mit ihren Performanzen somit erst bestimmte zeitlich befristete existierende Gruppen und Stimmungen, die sich auf Räume und die Wahrnehmung von Places auswirken (Simpson 2011).

4. Fazit

Performanztheorien sind einerseits hochgradig anschlussfähig an klassische Positionen der Stadtforschung wie sie zum Beispiel Georg Simmel, Louis Wirth oder Hans Paul Bahrdt entwickelt haben. Die Betrachtung städtischer Lebensweisen als darstellendes Verhalten hat eine lange Theorietradition im europäisch-amerikanischen Diskurs. Gleichzeitig sind performanztheoretisch informierte Ansätze in der Gegenwartsgesellschaft aufgrund der Zunahme von Inszenierungen, Aufführungen und Festivalisierungen sowohl im Alltagsleben urbaner Lebensstile wie auf der Bühne städtischer Politiken ausgesprochen hilfreich als analytischer Deutungsrahmen. Performanzen und Stadt zusammen zu denken, findet deshalb zunehmend Verbreitung in der Stadtforschung.

Zukünftig interessant und offen bleibt die Frage, inwieweit ein performanztheoretisches Denken die Sozialwissenschaften methodologisch und methodisch verändern wird. Dies betrifft zum einen den Bedeutungsgewinn ebensolcher wissenschaftlicher Methoden, mit denen sich Performanzen gut beobachten und interpretieren lassen. Hierzu gehört zum Beispiel die Videoanalyse. Diese erlaubt durch das Einfangen des Augenblicks, die Beobachtung der Sequentialität von Handlungen und die präzise Erfassung von Körpersprache und physischen Umgebungen ein neues Verständnis von sozialer Interaktion (Heath 1997; Heath/Hindmarsh/Luff 2010). Reaktionen von Publika auf unterschiedlichste Performanzen können so auf Dauer gestellt werden. Die bewegten Bilder lassen sich als Zeugen für unterschiedlichste Formen von Wissen, Verhalten, inkorporierten Praktiken oder Affekten und Emotionen befragen, die bei den in der Stadtforschung herkömmlich verwendeten quantitativen und qualitativen Methoden empirischer Sozialforschung im Verborgenen bleiben (Lorimer 2010). Als zusätzlicher Gewinn der videografischen Analyse von Performanzen

manzen in öffentlichen Räumen firmiert die Möglichkeit der Manipulation von Zeit auf dem Film. Hier können Stunden zu Minuten werden, Tage zu Stunden und diese Zeitkompression erlaubt anschließend die Analyse von Rhythmen der Orte und Places unterschiedlichster Performanzen (Garrett 2011). Zum anderen ermöglichen performative Ansätze in der Forschung durch die Verwendung von Performanzen, Mitteln der visuellen Kunst oder Musik durch den Forscher andere Umgangsweisen mit dem Untersuchungsgegenstand sowie auch andere Möglichkeiten der Präsentation von Forschungsergebnissen (Pratt 2004; Redwood 2008). So können beispielsweise verschiedene affektive Reaktionen auf unterschiedliche Street Performances als Atmosphären von Orten und Plätzen gedeutet werden (Anderson 2009), oder die zufällige körperliche Koinzidenz der anwesenden Zuschauer provoziert bedeutungsvolle Begegnungen und Interaktionen zwischen Fremden, die das urbane Moment prägen. Performanzen in der Stadt sind somit ein zentrales und lebendiges Forschungsfeld der Stadtforschung, das diese selbst auch methodisch und methodologisch in Bewegung bringt.

Literatur

- Allport, Gordon W.: *The Nature of Prejudice*. Reading, Ma 1954.
- Amin, Ash/Graham, Stephen: »The Ordinary City«. In: *Transactions of the Institute of British Geographers*, New Series 22 (1997), 411–429.
- Amin, Ash/Thrift, Nigel: *Cities: Reimagining the Urban*. Oxford 2002.
- Anderson, Ben: »Affective Atmospheres«. In: *Emotion, Space and Society* 2.2 (2009), 77–81.
- Andersson, Johan/Vanderbeck, Robert u. a.: »New York Encounters: Religion, Sexuality, and the City«. In: *Environment and Planning A* 43 (2011), 618–633.
- Bahrdt, Hans Paul: *Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau*. Wiesbaden 2006.
- Bell, David: »The Hospitable City: Social Relations in Commercial Spaces«. In: *Progress in Human Geography* 31 (2007), 7–22.
- Bridge, Gary: »City Senses: On the Radical Possibilities of Pragmatism in Geography«. In: *Geoforum* 39 (2008), 1570–1584.
- Butler, Judith: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. London/New York 1990.
- Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt a. M. 1997.
- Butler, Judith: »Restaging the Universal: Hegemony and the Limits of Formalism«. In: Butler, Judith/Laclau, Ernesto/Žižek, Slavoj: *Contingency, Hegemony, Universality*. London/New York 2000, 11–43.
- Chatterton, Paul: »Give up Activism« and Change the World in Unknown ways: Or, Learning to Walk with Others on Uncommon Ground«. In: *Antipode* 38.2 (2006), 259–281.
- Clayton, John: »Thinking Spatially: Towards an Everyday Understanding of Inter-Ethnic Relations«. In: *Social & Cultural Geography* 10 (2009), 481–498.
- Crouch, David: »Space, Performing, and Becoming: Tangles in the Mundane«. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 35 (2003), 1945–1960.
- Dewsbury, John-David: »Performativity and the Event: Enacting a Philosophy of Difference«. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 18 (2000), 473–496.
- Dickens, Luke: »Placing Post-Graffiti: the Journey of Peckham Rock«. In: *Cultural Geographies* 15 (2008), 471–496.
- Dirksmeier, Peter: »Performanz, Performativität und Geographie«. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 83 (2009), 241–259.
- Dirksmeier, Peter/Helbrecht, Ilse: »Intercultural Interaction and ›Situational Places‹: A Perspective for Urban Cultural Geography within and Beyond the Performative Turn«. In: *Social Geography* 5 (2010), 39–48.
- Dirksmeier, Peter/Mackrodt, Ulrike u. a.: »Geographien der Begegnung«. In: *Geographische Zeitschrift* 99 (2011), (2–3) (im Druck).
- Domosh, Mona: »Those ›Gorgeous Incongruities‹: Polite Politics and Public Space on the Streets of Nineteenth-Century New York City«. In: *Annals of the Association of American Geographers* 88.2 (1998), 209–226.
- Ferrell, Jeff: »Urban Graffiti: Crime, Control, and Resistance«. In: *Youth and Society* 27 (1995), 73–92.
- Fischer, Claude S.: »Toward a Subcultural Theory of Urbanism«. In: *American Journal of Sociology* 80.6 (1975), 1319–1341.
- Fischer, Claude S.: »The Subcultural Theory of Urbanism: A Twentieth-Year Assessment«. In: *American Journal of Sociology* 101.3 (1995), 543–577.
- Fischer-Lichte, Erika: *Ästhetik des Performativen*. Frankfurt a. M. 2004.
- Frisby, David: »Georg Simmel: First Sociologist of Modernity«. In: *Theory, Culture & Society* 2.3 (1985), 49–67.
- Garrett, Bradley L.: »Videographic Geographies: Using Digital Video for Geographic Research«. In: *Progress in Human Geography* 35 (2011), 521–541.
- Gibson, Chris: »Geographies of Tourism: (Un)ethical Encounters«. In: *Progress in Human Geography* 34 (2010), 521–527.
- Goebel, Rolf J.: »Queer Berlin: Lifestyles, Performances, and Capitalist Consumer Society«. In: *The German Quarterly* 79.4 (2006), 484–504.
- Goffman, Erving: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München/Zürich 2008.
- Hall, Stuart: »Culture, Community, Nation«. In: *Cultural Studies* 7.3 (1993), 349–363.
- Hasse, Jürgen: »Raum der Performativität. ›Augenblicksstätten‹ im Situationsraum des Sozialen«. In: *Geographische Zeitschrift* 98.2 (2010), 65–82.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter: *Neue Urbanität*. Frankfurt a. M. 1987.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (Hg.): *Festivalisierung der Stadtpolitik. Stadtentwicklung durch große Projekte*. Opladen 1993.
- Heath, Christian: »The Analysis of Activities in Face to

- Face Interaction Using Video«. In: Silverman, David (Hg.): *Qualitative Research Theory, Method and Practice*. London 1997, 183–200.
- Heath, Christian/Hindmarsh, Jon u. a.: *Video in Qualitative Research. Analysing Social Interaction in Everyday Life*. London/Thousand Oaks/New Dehli/Singapore 2010.
- Helbrecht, Ilse: »Stadt der Enklaven« – Neue Herausforderungen der Städte in der globalen Wissensgesellschaft«. In: *Neues Archiv für Niedersachsen. Zeitschrift für Stadt-, Regional- und Landesentwicklung* 2 (2009), 2–17.
- Helbrecht, Ilse/Dirksmeier, Peter: »New Downtowns. Eine neue Form der Zentralität und Urbanität in der Weltgesellschaft«. In: *Geographische Zeitschrift* 97 (2009), 60–77.
- Helbrecht, Ilse/Dirksmeier, Peter: »Performative Urbanität – die dauerhaften Folgen flüchtiger Begegnungen in der Stadt«. In: *Wohnbund-Informationen* 2+3 (2011), 25–27.
- Helbrecht, Ilse/Dirksmeier, Peter: »Auf dem Weg zu einer Neuen Geographie der Architektur: Die Stadt als Bühne performativer Urbanität«. In: *Geographische Revue* 14.1 (2012), 11–26.
- Hoelscher, Steven: »Making Place, Making Race: Performances of Whiteness in the Jim Crow South«. In: *Annals of the Association of American Geographers* 93.3 (2003), 657–686.
- Johnston, Ron/Poulsen, Michael u. a.: »The Geography of Ethnic Residential Segregation: A Comparative Study of Five Countries«. In: *Annals of the Association of American Geographers* 97 (2007), 713–738.
- Juris, Jeffrey S.: »Performing Politics. Image, Embodiment, and Affective Solidarity during anti-corporate Globalization Protests«. In: *Ethnography* 9.1 (2008), 61–97.
- Laurier, Eric/Philo, Chris: »Possible Geographies: A Passing Encounter in a Café«. In: *Area* 38 (2006), 353–363.
- Lees, Loretta: »Gentrification and Social Mixing: Towards an Inclusive Urban Renaissance?«. In: *Urban Studies* 45 (2008), 2449–2470.
- Leitner, Helga: »Spaces of Encounters: Immigration, Race, Class, and the Politics of Belonging in Small-Town-America«. In: *Annals of the Association of American Geographers* (2011). doi: 10.1080/00045608.2011.601204.
- Ley, David/Cybriwsky, Roman: »Urban Graffiti as Territorial Markers«. In: *Annals of the Association of American Geographers* 64.4 (1974), 491–505.
- Lindner, Rolf: »Die Großstädte und das Geistesleben«. Hundert Jahre danach«. In: Siebel, Walter (Hg.): *Die europäische Stadt*. Frankfurt a. M. 2004, 169–178.
- Lorimer, Jamie: »Moving Image Methodologies for More-Than-Human Geographies«. In: *Cultural Geographies* 17 (2010), 237–258.
- Luhmann, Niklas: »Arbeitsteilung und Moral. Durkheims Theorie«. In: *Emile Durkheim. Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Frankfurt a. M. 1992.
- Massey, Doreen: *For Space*. London u. a. 2005.
- Matejskova, Tatiana/Leitner, Helga: »Urban Encounters with Difference: The Contact Hypothesis and Immigrant Integration Projects in Eastern Berlin«. In: *Social & Cultural Geography* 12 (2011), 717–741.
- Peck, Jamie: »Recreative City: Amsterdam, Vehicular Ideas and the Adaptive Spaces of Creativity Policy«. In: *International Journal of Urban and Regional Research* (2011). DOI:10.1111/j1468–2427.2011.01071.x.
- Pettigrew, Thomas F./Christ, Oliver u. a.: »Direct and Indirect Intergroup Contact Effects on Prejudice: A Normative Interpretation«. In: *International Journal of Intercultural Relations* 31 (2007), 411–425.
- Pinder, David: »Arts of Urban Exploration«. In: *Cultural Geographies* 12 (2005), 383–411.
- Pratt, Geraldine: »Research Performances«. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 18 (2000), 639–651.
- Pratt, Geraldine: *Working Feminism*. Philadelphia 2004.
- Quinn, Bernadette: »Arts Festivals and the City«. In: *Urban Studies* 42.5/6 (2005), 927–943.
- Reckwitz, Andreas: »Die Selbstkulturalisierung der Stadt. Zur Transformation moderner Urbanität in der ›creative city‹«. In: *Mittelweg* 36. 18 (2009), 2–34.
- Redwood, Sabi: »Research Less Violent? Or the Ethics of Performative Social Science«. In: *Forum: Qualitative Social Research* 9.2, Art. 60 (2008), 1–12, URN: urn:nbn:de:0114-fqs0802608.
- Reid, Bryonie: »A Profound Edge: Performative Negotiations of Belfast«. In: *Cultural Geographies* 12 (2005), 485–506.
- Schechner, Richard: *Performance Studies. An Introduction*. New York 2006.
- Simmel, Georg: *Die Großstädte und das Geistesleben* [1903]. Frankfurt a. M. 2006.
- Simpson, Paul: »Street Performance and the City: Public Space, Sociality, and Intervening in the Everyday«. In: *Space and Culture* 14 (2011), 415–430.
- Thrift, Nigel: »Performance and ...«. In: *Environment and Planning A* 35 (2003), 2019–2024.
- Thrift, Nigel: »Intensities of Feeling: Towards a Spatial Politics of Affect«. In: *Geografiska Annaler: Series B* 86 (2004), 57–78.
- Thrift, Nigel: »Space«. In: *Theory, Culture & Society* 23.2–3 (2006), 139–155.
- Thrift, Nigel: *Lifeworld Inc – and what to do about it*. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 29 (2011), 5–26.
- Valentine, Gill: »Living with Difference: Reflections on Geographies of Encounter«. In: *Progress in Human Geography* 32 (2008), 323–337.
- Valentine, Gill/Waite, Louise: »Negotiating Difference through Everyday Encounters: The Case of Sexual Orientation and Religion and Belief«. In: *Antipode* 44 (2012), 474–492.
- Vertovec, Steven: »Super-diversity and its implications«. In: *Ethnic and Racial Studies* 30 (2007), 1024–1054.
- Waite, Gordon R.: »Boudaries of Desire: Becoming Sexual Through the Spaces of Sydney's 2002 Gay Games«. In: *Annals of the Association of American Geographers* 96 (2006), 773–787.
- Wilson, Helen: »Passing Proximities in the Multicultural City: the Everyday Encounters of Bus Passengering«. In: *Environment and Planning A* 43.3 (2011), 634–649.
- Wirth, Louis: »Urbanism as a Way of Life«. In: *American Journal of Sociology* 44 (1938), 1–24.